

Predigt von Pfrin. Annegret Lingenberg, Karlsruhe am 08.09.19

Text: Apg 3, 1-10

„Es war um die neunte Stunde“, zur Zeit des Stundengebets, z.Zt. des Abendopfers im Tempel, liebe Gemeinde, als Petrus und Johannes zum Tempel gingen. Da wurde ein Mann „herbeigetragen und vor die Tür des Tempels gesetzt, damit er um Almosen bettelte bei denen, die durch diese Tür hindurch in den Tempel gingen“. So sah damals im ersten nachchristlichen Jahrhundert ein funktionierendes Sozialsystem aus!

Es war ein wenig anders organisiert als heute, aber funktioniert hat es auch: Da sind die Einen, die sich nicht selber helfen können, oft von Kindheit, von Geburt an. Die werden dahin gesetzt, wo nach sozialer Übereinkunft in eine ausgestreckte Hand auch etwas gelegt wird, nämlich z.B. an die Tempeltür.

Heute zeigen die Freunde oder Angehörigen oder auch Mitarbeitende an sozialen Einrichtungen einem hilflosen Menschen, wie man einen Antrag auf Sozialhilfe ausfüllt und die Unterlagen beischafft, aus denen hervorgeht, dass man auch wirklich nichts hat, und wo man das alles dann hinschickt.

Das ist im Grunde derselbe Vorgang: Damals wie heute waren bzw. sind die Gesunden und Arbeitsfähigen verpflichtet, den Hilflosen ein Existenzminimum zu sichern. Was heute hier bei uns die Sozialgesetzgebung auf dem Weg über die Steuern regelt, das regelte damals die religiöse Gesetzgebung, die moralische und religiöse Pflicht zum Almosengeben. Das Almosengeben war eine angesehene und anerkannte soziale Leistung, kommt ja auch in der Bergpredigt vor. Auf diese Weise war so ziemlich gesichert, dass keiner zu verhungern brauchte.

Der lahme Mann und die anderen Bettler konnten also zufrieden sein: Unterm Strich hatten sie, wenn auch auf bescheidenem Niveau, ihr Auskommen. Und die Leute, die gut zu Fuß waren, konnten auch zufrieden sein: Sie hatten das angenehme Gefühl, etwas Gutes getan zu haben, ihre soziale Pflicht erfüllt zu haben, en passant auf dem Weg zur Kirche. Eine perfekte Verknüpfung von Glaube und Ethik.

Ein solchermaßen funktionierendes soziales System ist eine gute und notwendige Sache. Die jüdische Religionsgemeinschaft war damals in der Antike in dieser Hinsicht vorbildlich in seiner damaligen Umwelt. Die christlichen Gemeinden haben das System denn auch sinnvollerweise übernommen. Und wir wissen heute – die abendlichen Fernsehnachrichten zeigen es uns! – wie desolat es in Staaten aussieht, die nicht nur kein modernes über Steuern geregeltes Sozialsystem haben, sondern darüber hinaus auch keine gesellschaftliche oder gar religiöse moralische Übereinkunft im Blick auf den Umgang mit Kranken und Behinderten oder sonst hilflosen Menschen.

Funktionierende System haben aber auch ihre Kehrseite, und zwar genau deswegen, weil alle so zufrieden sind bzw. nach allgemeiner Übereinkunft sein können! Da sind dann nämlich die Rollen festgeschrieben: Die Einen sitzen eben da und halten die Hand auf, und die anderen gehen vorbei und legen im Vorübergehen etwas hinein. Jeder spielt seinen Part, seine Rolle. Die in diesem Spiel Beteiligten werden nicht als Einzelne, als Menschen in ihrer Individualität wahrgenommen. Auf

den Fluren der Arbeitsagenturen sitzen eben „Arbeitslose“, man ist an die Bilder gewöhnt, wenn im Fernsehen die monatlichen Statistiken ausgestrahlt werden. Wer nimmt schon das Schicksal des Einzelnen wahr, das möglicherweise geändert werden könnte? Im Krankenhaus ist man eben der Patient, die Patientin, womöglich „der Bänderriss“ in Zimmer fünf oder „der Herzinfarkt“ auf Intensiv. Wer hat schon die Zeit und die Kraft, nach dem Namen, nach der Familie, nach dem Schicksal zu fragen und wie es nach der Entlassung weitergeht? Und auf dem Mittelmeer kommen in Schlauchbooten die Verzweifelten, werden, wenn sie Glück haben, vor dem Ertrinken gerettet – und finden dann womöglich keinen Hafen, der sie aufnimmt. Tausende anonymen Schicksale, die nach Ansicht mancher Parteien, leider auch mancher ansonsten angesehener Politiker, gern auch anonym bleiben sollen... Und auf der anderen Seite ist es nicht viel anders: Der Arbeitslose, der Sozialhilfeempfänger, der medizinisch gut versorgte Patient, auch wohl manch ein Asylsuchender, fragt in aller Regel nicht, wer da alles – auch für ihn! – Steuern bezahlt. Das sind eben die, die's können – also auch sollen. Kurz: Der lahme Mann an der Tempeltür schaut nicht hoch zu den Leuten, und die Leute schauen nicht hinab zu ihm. Man nimmt einander nicht wahr. Jeder bleibt anonym. Dann kann man unbelasteter seinen Weg gehen. Und man kann das auch damals unehrenhafte Los des Bettlers besser ertragen. So ist die Welt – damals und leider auch heute.

Aber damals wie heute geschehen im Einzelfall Wunder...

Der lahme Mann schaut zunächst nicht auf, als Petrus und Johannes kommen.

Warum sollte er auch? Es sind zwei Männer wie alle anderen.

Aber die tun nun etwas völlig Überraschendes, etwas ganz Unübliches: Sie bleiben bei ihm stehen, sie sehen ihn an, und sie fordern ihn auf, den Kopf zu heben und sie anzuschauen! Und nun ruhen ihre Blicke ineinander. Es entsteht „Blickkontakt“!

Liebe Schwestern und Brüder, es ist etwas Eigentümliches um solchen Blickkontakt:

Was geschieht eigentlich, wenn zwei Menschen sich in die Augen schauen?

Interessanterweise vermeiden wir das ja unbewusst! Und manche Menschen, Hochsensible, Autisten, können Blickkontakt gar nicht aushalten.

Denn der Ausdruck der Augen enthüllt viel über unser Ergehen, über unsere Seelenlage – mehr als wir in der Regel enthüllen und preisgeben möchten – jedenfalls nicht jedem Gegenüber. Und wir möchten da auch nicht eindringen bei dem Anderen. Wir würden das, wenn wir einigermaßen feinfühlig sind, als zu nahe, zu intim, als irgendwie übergriffig empfinden. Dass zwei Menschen einander offen in die Augen schauen, das kann nur da gut tun und gut sein, wo ein solcher offener Blick eingebettet ist in eine Beziehung von Liebe und Vertrauen.

Es war um die neunte Stunde, zur Gebetszeit. Da eröffnet Gott vor der Tempeltür einen solchen Raum der Liebe, der Zugewandtheit, in dem die Augen des lahmen Mannes enthüllen dürfen, was in ihm vorgeht. Und in solchem Raum der Liebe kann und darf Petrus in den Augen des Hilflosen wahrnehmen, was ihn wirklich quält, was vielleicht schon verschüttet war in den Tiefen der Resignation und der Gewöhnung

an das eigene Los: Viel mehr ist in diesem Menschen als nur das Bedürfnis nach einer ausreichenden Mahlzeit am Abend. Da spricht namenlose Traurigkeit aus den Augen; kein Fünkchen Mut oder Hoffnung, kein Selbstvertrauen. Nur die traurige Resignation: „Ich bin auf andere angewiesen. Ich kann mir nicht selber helfen, selber für mich sorgen. Ich kann nicht auf eigenen Beinen stehen. Meine Füße tragen mich nicht. Andere laufen und springen – an mir vorbei. Andere dürfen in den Tempel, dürfen Gemeinschaft feiern, miteinander und mit Gott. Ich bleibe draußen vor – „draußen vor der Tür“. Nicht einmal hineinragen dürfte man mich. Ich gehöre nicht dazu. Nicht nur Menschen gehen vorbei, auch Gott geht an mir vorbei, ohne mich anzuschauen.“ – Viel mehr Menschen, als wir das für möglich halten, denken und fühlen auch heute so!

Die Augen des Mannes sind nicht mehr gesenkt, nicht mehr leer und stumpf. Sondern sie fangen an zu sprechen, jetzt, wo sie sich auf Petrus richten, wo sie sich hineinsenken in die Augen des Petrus – in einem Kraftfeld des Zutrauens und der Liebe – möglicherweise in einem Anflug von Hoffnung, in einem aufkeimenden Gedanken: Sollte es doch noch etwas Anderes geben als die Rolle, auf die ich festgenagelt bin?

„Silber und Gold habe ich nicht. Was ich aber habe, das gebe ich dir“, sagt Petrus. Was hat Petrus? Was haben die Jünger? Was hat die Kirche? Was haben wir zu bieten angesichts der Not eines Menschen?

Das erste ganz Wichtige ist ja schon geschehen: Petrus hat Blickkontakt gesucht. Er hat den einen speziellen Menschen mit seinem individuellen Schicksal ins Auge gefasst, angeschaut, ihn in einen Raum der Zuwendung und Liebe gerückt, seine eigentliche tiefe Not wahrgenommen – wie es von Jesus oft erzählt wird: „Er sah ihn an“...

Und nun reicht er ihm die Hand, scheut nicht die Berührung, lässt sich auf den Menschen und sein Leiden ein. Wie Jesus die intime Berührung mit dem Taubstummen nicht scheut, von der im Evangelium die Rede war. Und er spricht zu ihm die entscheidenden Worte: „Im Namen Jesu Christi von Nazareth steh auf und geh umher! Traue es deinen Füßen zu: Sie werden dich tragen! Richte dich auf! Du bist genau so groß wie ich! Halte dich fest an mir – ich lasse dich nicht eher los, als bis du fest stehst. Sei nicht mehr niedergedrückt, nicht mehr am Boden zerstört, nicht mehr klein und niedergeschlagen. Hebe dein Gesicht – richte dich auf – geh umher!“ „Im Namen Jesu...“ Es ist ja nicht Petrus, der Heilung schenkt. Petrus eröffnet den Raum, den Jesus schafft, der lebendige Auferstandene. Und er stellt den Mann in diesen Raum Jesu – wie wir beim Segnen einen Menschen in den Segensraum Gottes stellen.

Liebe Gemeinde, es gibt solche Zeiten, wo wir uns kraftlos und mutlos durch's Leben schleppen –

Vielleicht weil all unsere Hoffnungen zerstört wurden.

Oder weil eine Weichenstellung in unserem Leben sich als falsch erwiesen hat und wir vor einem Trümmerhaufen stehn.

Oder weil wir einsam sind und niemand nach uns zu fragen scheint.

Oder weil eine böse Krankheit uns im Griff hat.

Oder weil wir Abschied nehmen müssen – von einem Menschen, von unseren Möglichkeiten, die keine mehr sind.

Wenn dann jemand mich anschaut, meinen Kummer, meine Angst aushält, mich hinein nimmt in den Raum einer heilenden Zuwendung, mich mit einer Lebenskraft in Verbindung bringt, aus der spürbar auch dieser „Jemand“ lebt – und wenn dann dieser Jemand ein gutes Wort spricht, ermutigend, möglicherweise fordernd, dann kann es geschehen, dass meine Kräfte neu mobilisiert werden, mein Zutrauen zu mir selbst neu aufkeimen kann. Dann kann es geschehen, dass meine Knöchel und Füße wieder fester werden, dass ich wieder Schritte schaffe, aus eigener Kraft, und ich mich über mich selber wundere...

Wenn es hier in unserer Geschichte heißt: „Er sprang auf“, dann ist vielleicht dieses eigene Verwundern gemeint über das Wieder-zu-eigenen-Kräften kommen und das Überwältigt-Sein von den neuen Möglichkeiten des Lebens. Er, der jahrelang nur vor sich hin auf das Straßenpflaster gestarrt hatte, nimmt die Welt aus einer neuen Perspektive wahr, aufgerichtet, auf Augenhöhe mit den anderen Menschen. Und er, der jahrelang „draußen vor der Tür“ gesessen hatte, der ging mit den Menschen in den Tempel, feiert in ihrer Gemeinschaft, als einer von ihnen, die Gemeinschaft mit Gott, stimmt ein in das Singen und Beten, gehört wieder mit dazu, zur Gebetszeit um die neunte Stunde...

Die Menschen im Tempel hatten erstaunt mit angesehen, was da geschah. Sie wurden erfüllt von „Verwunderung und Entsetzen“ – wörtlich heißt es: „Sie gerieten außer sich.“ Sie begriffen, vielleicht mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf: Hier haben nicht etwa zwei Wunderdoktoren Petrus und Johannes eine verblüffende Heilung geschafft. Sondern hier hatte vor ihren Augen Gott in das Leben eines Menschen eingegriffen – durch das Wort und die Hand des Petrus. Hier hatte sich ein Raum der Liebe und des Erbarmens aufgetan, in dem sich das Herz eines Menschen öffnen konnte, sein Jammer an das Licht kommen konnte und er zugänglich wurde für das aufrichtende Wort.

Es war die Liebe und das Erbarmen, die sich wie ein roter Faden zieht durch die Geschichte Gottes mit seinem Volk, die in Jesus Christus Menschengestalt angenommen hatte und die sich immer wieder da ereignet, wo Menschen in Seinem Namen (und nicht im eigenen!) in liebender Zuwendung handeln: „Im Namen Jesu Christi von Nazareth steh auf und geh umher!“ Die Apostelgeschichte des Lukas ist fortgeschriebenes Evangelium in die Zeit der Kirche hinein.

Ich denke, da ist Kirche, als Zeichen der Gegenwart Gottes in dieser Welt, wo sich Räume der Liebe und der Zuwendung eröffnen, in denen sich Heilung ereignen, Frieden und Zuversicht in Menschenherzen einziehen kann, wo Menschen neu wieder sichere Schritte tun können – zur neunten Stunde, zur Gebetszeit, wo der Himmel sich öffnet über den betenden, empfänglichen Menschen.

Amen.